

Das Stadtbild

Autor(en): **Baur, Albert**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **7 (1910-1911)**

PDF erstellt am: **08.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-750445>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DAS STADTBILD

In den Räumen des Kunstgewerbemuseums Zürich befindet sich gegenwärtig eine internationale Städtebauausstellung, die bis zum 12. März dauert. Sie umfasst die preisgekrönten Arbeiten aus der Konkurrenz Groß-Berlin, dazu eine Menge Entwürfe und ausgeführte Anlagen aus der Schweiz und andern Ländern, und eine Sammlung alter Prospekte von Zürich, von denen ich nicht weniger eine reiche Befruchtung der Ideenwelt unserer Architekten erwarte als von allen Beispielen aus dem Ausland.

Bei der weitem Ausgestaltung unserer Schweizerstädte — ich denke hier durchaus nicht bloß an Zürich — handelt es sich um zwei große Probleme, die auf den ersten Blick unvereinbar erscheinen. Erstens: genaue Erfüllung aller Erfordernisse des modernen Lebens. Zweitens: Anpassung an das historisch gewordene, so dass heute und morgen wie gestern jede Stadt eine schöne Einheitlichkeit ihres Bildes, eine künstlerische Geschlossenheit aufweise.

Beide Forderungen sind leicht zu erfüllen in den neuen Wohnquartieren, die sich als äußerster Ring um die Städte legen. Denn der tiefste Kern der Wohnbedürfnisse hat sich im Lauf der Zeiten nicht geändert; das beweisen die vielen auch ganz modern Denkenden, die sich in alten Häusern immer noch wohler fühlen als in neuen. Gewiss, die vollendeteren hygienischen Einrichtungen (das Blutkreislaufsystem aus Drähten und Röhren für Licht, Wasser und Wärme zum Beispiel) können nicht ohne Einfluss auf die ganze Organisation des modernen Wohnhauses bleiben. Das wird aber nicht verhindern, dass die Gestaltung der einzelnen Räume wie auch die ganze Form des Hauses immer mehr von der traditionellen Bauweise ausgehen wird. Überall, wo man vom Komfort und der malerischen Erscheinung des englischen Hauses verfrüht rein „von innen nach außen“ gebaut hat und von den vier einfachen, soliden Mauern abgewichen ist, ist man jeden Winter grausam daran erinnert worden, dass wir in einem rauen Bergklima leben; überall, wo man allzu malerisch werden wollte, erhielt man ein Haus, das immer in Reparatur ist. Daher haben zuletzt sogar die Spekulanten gemerkt, dass unsere alten Häuser recht eigentlich aus dem Bedürfnis herausgewachsen sind. Und heute beginnt man endlich zu begreifen, dass auch ihre Stellung im Gelände und ihre Stellung zu einander in alter Zeit besser war als heute, und dass wir da aus dem Schema der Verordnungen herauskommen müssen, wie wir uns vom akademischen Schema des Wohnhausbaues befreit haben.

Ganz anders liegen die Verhältnisse bei der City, dem Geschäftsviertel. Hier haben die vergangenen Jahrhunderte wenigstens bei uns kein Kleid geschaffen, das dem Handel unserer Tage weit genug wäre. Das Bedürfnis erheischt hier, dass alles nahe beieinander, alles leicht zu erreichen sei. Und da ist wieder das Schema der Verordnungen ein Hindernis. In den eigentlichen Geschäftsstraßen, wo nur ganz wenige Leute wohnen, sollten die Beschränkungen, in die Höhe zu bauen, nicht so eng sein; sie haben als einzige Konsequenz, dass mit Treppen und Vorräumen gegeizt wird und dass das moderne Geschäftshaus nicht jene große Organisation erhält, die die Technik unserer Tage gestatten würde.

Die City hat aber durch ihre Architektur nicht nur das gemeine Bedürfnis des Tages zu erfüllen. Sie hat auch den Gedanken wirtschaftlicher

und geistiger Macht auszudrücken, der das Wesen der modernen Stadt darstellt. Eine kurze Überlegung lehrt, dass das nicht mit einer zappligen Nachahmung eines historischen Stils möglich ist, der als Abbild eines andern Wesens entstand. Es muss hier eine Wucht ohne Prahlerei, eine Gediegenheit ohne alles Spielerische sich die Form suchen. Und es muss wieder ein einheitliches Stadtbild entstehen, was nur dann möglich scheint, wenn nicht mehr die Originalität der größte Ruhm des Architekten ist, sondern der Takt, mit dem er sich andern Bauwerken anzupassen versteht.

Und da denkt man in erster Linie an Paris, an die schöne Geschlossenheit, wie sie sich bei der Rue Rivoli und im Opernquartier darstellt. Paris unterscheidet sich aber dadurch von unsern Schweizerstädten, dass man dort rein akademisch vorgehen konnte, weil von der Natur nicht mehr das geringste sichtbar ist, und die Bodenform nur in gewissen entlegenen Teilen eine Rolle spielt. Bei uns bleibt aber immer die Natur die Dominante; die Berge schauen uns über die Nachbardächer hinein in die Fenster und verlangen dass überall, besonders aber bei der Anlage von Straßen und Plätzen die Beziehungen zur Natur gewahrt bleiben und dass man die Form des Bodens als Künstler benutze und nicht brutal verleugne.

ZÜRICH

Dr. ALBERT BAUR



GOETHE UND SEINE FREUNDE IM BRIEFWECHSEL

Es gibt ein hübsches, kleines Bild, das Goethes Weimarer Wohnhaus, belagert von einem Schärchen neugierig-scheuer Spießbürger, darstellt; darunter hat der Dichter die freundlichen Worte gesetzt:

„Warum stehen sie davor?
Ist nicht Türe da und Tor?
Kämen sie getrost herein,
Würden wohl empfangen sein.“

Und selten hat wohl ein Mensch einen so ausgedehnten mündlichen und brieflichen Verkehr gepflegt, wie Goethe. Menschen der verschiedensten Wesensarten und Bildungsstufen überschritten seine Schwelle, und es gewährt einen eigenen Reiz, den Dichter des „Tasso“ mit ernster Miene auch über kleine Bedürfnisse des täglichen Lebens reden zu hören; vor allem aber drängten sich gerade die Ersten seiner Zeit werbend an ihn, und wenn er auch später keinem seiner Freunde außer Zelter und vielleicht Knebel, nicht einmal Schiller, persönlich so nahe getreten ist, wie in der Jugend den Gefährten Herder, Jacobi, Lavater, so ließ er sich doch gerne von Kundigen über mancherlei wissenschaftliche Dinge aufklären und quittierte interessante Berichte aus Italien, Frankreich, England mit einigen dankbaren und aufmunternden Zeilen. So bringt das Studium seiner Gespräche und Briefe doppelten Gewinn: es zeigt den Menschen und Dichter Goethe in allen